

Schalenwild und Jagd in Nationalparks (I)

Jäger als selektierende Wildkontrolleure?

In einer dreiteiligen Kurzserie analysiert der Autor die jagdlichen und naturräumlichen Verhältnisse in drei Nationalparks. Zum Auftakt wagt er einen Blick über die Grenze. Der 1914 gegründete Schweizer Nationalpark ist das drittälteste Großschutzgebiet seiner Kategorie in Europa. In der Analyse folgen der NP Bayerischer Wald sowie der NP Harz.

Kurt Reulecke

Es waren Landvermesser, Jäger und Fallensteller, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Gebiet in Wyoming (USA) durchstreiften. Sie waren von der Schönheit dieser Landschaft so beeindruckt, daß sie einen Verkauf in der Zeit der

großen Ländnahme verhindern wollten. Sie baten deshalb den amerikanischen Präsidenten, das Gebiet unter Schutz zu stellen. Das geschah – der Yellowstone Nationalpark als ältestes Schutzgebiet dieser Kategorie wurde 1872 geboren. Vor allem ästhetische Gesichtspunkte führten zur Unterschutzstellung. Erst später gewannen ökologische Erkenntnisse an Bedeutung.

Es vergingen Jahrzehnte, bis die Nationalparkidee in Europa Freunde und Förderer gewann. In Schweden wurden 1910 die Nationalparke Sarek und Stora Sjöfället gegründet. Ihnen folgte 1914 der Schweizer Nationalpark in einer alpinen Landschaft, etwa 17 000 Hektar (ha) groß. Erst 1970 wurden Teile des Bayerischen Waldes als erstes deutsches Großschutzgebiet mit 13 300 Hektar zum Nationalpark erklärt.

Als die Anforderungen an Nationalparke weit auseinander drifteten, formulierte die Inter-

nationale Union zur Erhaltung der Natur- und der natürlichen Ressourcen (IUCN) 1969 in Neu Dehli Grundsätze für die Ausweisung von Großschutzgebieten.

Wirtschaftliche Aktivitäten soll(t)en entfallen

Als Nationalparke sollten danach nur Gebiete ausgewiesen werden, die neben anderen Anforderungen „nicht oder nur wenig vom Menschen beeinflusst sind“. In ihnen sollten wirtschaftliche Aktivitäten wie Bergbau, Forst- und Landwirtschaft, aber auch andere, wie die Jagd und der Fischfang, entfallen. Die Ökosysteme sollten einer Eigendynamik überlassen werden, der Mensch als Beobachter zur Seite treten.

In Mitteleuropa führten diese Kriterien zu Problemen. Vom Menschen unbeeinflusste Gebiete existieren in dieser alten Kulturlandschaft nicht oder nur kleinflächig. Es kam zur Forderung, ausgewiesene oder noch auszuweisende Nationalparke durch geeignete Maßnahmen zu größerer Naturnähe entwickeln zu dürfen. Also doch steuernd eingreifen? Das Bundesnaturschutzgesetz in der neuen Fassung vom 29. September 1998 beläßt es im § 14 (Nationalparke) jedoch bei der alten Forderung, daß sich solche Gebiete in einem nicht oder wenig beeinflussten Zustand befinden.

In den klassischen Nationalparks entfällt die Jagd. Selbst die Abwurfstange eines Wapiti darf nicht aufgenommen werden. Sie soll in den natürlichen Stoffkreislauf ebenso eingehen wie ein Baum in der Zerfallsphase des Waldes oder wie Beeren und Pilze. In mitteleuropäischen Nationalparks würde eine völlige Jagdruhe zu Problemen führen. Die jeweiligen Schalenwildbestände würden schnell

Der Schweizer Nationalpark

Gründung:	3. April 1914 durch Bundesratsbeschluss 7. Oktober 1995 nach Erweiterung in seinen heutigen Grenzen bestätigt
Größe:	Etwa 17 000 ha
Eigentumsverhältnisse:	Gemeinden (Bürgergemeinden)
Waldanteil:	Etwa 29 %
Zahl der Besucher:	Bis 180 000 jährlich
Als Nationalpark international anerkannt.	

wachsen und verschiedene Zielsetzungen der Großschutzgebiete gefährden.

Vielfältig sind die Wege, wie man die unverzichtbare Bejagung zu lösen versuchte. Neben ernst zu nehmenden Methoden, die Schalenwildbestände „nationalparkkonform“ zu regulieren, gibt es andere. Das fängt bei der Wortwahl an. Die Jagd wird dort zur „wissenschaftlichen Entnahme von Paarhufern“. Die Erlegung älterer Hirsche wird wie der Teufel gemieden, als seien deren in der Regel stärkere Geweihe eine Fehlentwicklung der Natur.

Eine bemerkenswerte Metamorphose

Als es im italienischen Nationalpark Stillsfer Joch um eine dringend gebotene Verminderung des Rotwildes um 180 Stück ging, avancierten die Jäger aus der örtlichen Bevölkerung vom cacciatori (Jäger) zum selecontrolli, zu „selektierenden Wildkontrolleuren“ – eine bemerkenswerte Metamorphose.

Der Schweizer Nationalpark ist ein Gemeinschaftswerk des Bundes, des Kantons Graubünden, der Engadiner Standortsgemeinden und privater Organisationen. Die Jagd und Fischerei ist verboten, es besteht ein strenges und überwacht Wegegebot.

Untersagt ist: Tiere durch Lärm zu beunruhigen, Blumen zu pflücken oder Beeren zu lesen. Die Mitnahme von Hunden, auch angeleint, ist verboten. Der Park ist seit mehr als 80 Jahren der natürlichen Entwicklung überlassen. Forschungsprojekte erfolgen unter Aufsicht der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft.

Das Gebiet ist alpin, mit Tälern und Lagen zwischen 1700 bis 3164 Meter (m)

über NN (Piz Quattervals). Die alpine Zone umfaßt etwa 10 000 ha, die Waldgrenze liegt zwischen 2300 und 2400 m ü. NN. Etwa 5000 ha des Parks sind von Wald bedeckt. Die Lärzföhre (Latsche) nimmt davon mehr als die Hälfte ein. Weitere Baumarten sind die Kiefer, Fichte, Lärche und die Arve (Zirbelkiefer). Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Wälder im Unterengadin durch den Holzbedarf der Saliner (Hall) und zum Schmelzen der Erze (Silber, Blei) übernutzt. Die Verhüttung der Erze währte über vier Jahrhunderte.

Schalenwild und Beutegreifer

Bär, Wolf und Luchs wurden im 19. bzw. anfangs des 20. Jahrhunderts ausgerottet. Bei der Gründung des Nationalparks waren nur Gemsen und Rehe vorhanden. Rotwild wanderte erst später von Österreich her ein. Die Population entwickelte sich langsam aber stetig und schließlich lawinenartig ohne Zutun des Menschen (s. Tab. 1). Das Siedlungsgebiet des Rotwildes im Nationalpark umfaßt heute etwa 1100 ha (Sommerbestand = 11 Stück/100 ha).

Anfänglich überwinterte das Rotwild im Park. Nachdem der Bestand eine gewisse Dichte erreicht hatte, ist es nur noch Sommergast. Die Abwanderung beginnt Mitte Oktober, die Rückwanderung im Mai. Sichtmarkierte Stücke machten deutlich, daß das Rotwild mit großer Treue an den Sommer- und Winterstein-

Das 1920 wiedereingebürgerte Steinwild entwickelte sich gut. Aktuell schwankt der Bestand zwischen 400 und 500 Stück

FOTO: CLAUD KOHLHAMMER

den (Entfernung max. 40 km) festhält. Die Entfernung bei markierten Stücken, die auswanderten, betrug zwischen Markierungs- und Beobachtungsort bis zu 100 km. ➔➔



Während das Rotwild im Winter außerhalb des Nationalparks auf ausgeapertem Grünland Äsung findet bzw. bei hohem Schneee dort von den Heufütterungen der Patentjäger lebt, steht es im Sommer über der Waldgrenze bis 2600 m ü. NN und ist dort tagsüber gut zu beobachten.

Man rechnet mit einem natürlichen Abgang von etwa 100 Stück pro Jahr. Seit 1959 wurden einige hundert Tiere mit Halsbändern und Ohrmarken gekennzeichnet, später auch

beider gezählt. Funkverbindung untereinander hilft Doppelzählungen zu vermeiden. Auf eine Zählung des überwiegend waldbewohnenden und nicht zu erfassenden Rehwilds wird verzichtet. Beim Rotwild erfolgt eine zweite Zählung nachts unter Einsatz von Fahrzeugen und Scheinwerfern, wenn die Tiere außerhalb des Nationalparks auf Freiflächen äsen. Die langfristige Entwicklung der Bestände von Rot-, Gams- und Steinwild von 1918 bis 1997 zeigt Tab. 1.

Großwildbestand im Nationalpark (1918 - 1997)

Jahr	Rotwild	Steinwild	Gamswild	Summe	Bemerkungen
1918	9	0	1000	1009	
1930	135	20	1160	1315	Ohne Rehwild.
1940	440	118	1260	1818	Der Bestand
1950	660	180	1200	2040	dieser im Wald
1960	850	240	1050	2140	lebenden Art
1970	1522	130	858	2510	ist nicht zu
1980	1950	170	1050	3170	schätzen
1990	2041	492	1143	3676	
1997	1867	452	1736	4055	

Tab. 1

sendermarkiert. Die Markierung des Rotwildes dient wissenschaftlichen Untersuchungen wie z. B. Raumnutzung, Wanderungen, Äsungsverhalten, Lebensdauer usw.

Wildzählung und -schätzung

Die Schätzung der Bestandesgröße erfolgt auf zweierlei Methoden. Rot-, Stein- und Gamswild wird von festgelegten Beobachtungspunkten durch die Parkwächter und andere Mitar-

Gamsen sind im Schweizer Nationalpark ganzjährig Standwild. Die Wintersterblichkeit ist mit etwa zehn Prozent von geringer Bedeutung. Verluste durch Beutegreifern spielen eine untergeordnete Rolle. Foto: Dr. Martin Merz

Das Gamswild, neben dem Rehwild schon bei der Gründung des Schweizer Nationalparks vorhanden, zeigt nur geringe, schwer zu erklärende Bestandschwankungen. Der Faktor Jagd ist in den angrenzenden Gebieten von geringer Bedeutung, die Wintersterblichkeit mit +/- 10 Prozent ebenso. Natürliche Feinde spielen eine untergeordnete Rolle. Gamsen sind ganzjährig Standwild, nur wenige Stücke verlassen den Park. Im Sommer steht der größte Teil über der Waldgrenze bis gegen 3000 m ü. NN und ist dort gut zu beobachten. Im Winter

kommt es zu parkinternen Standortverschiebungen.

Das Steinwild wurde im 17. Jahrhundert ausgerottet. 1920 erfolgte der erste Versuch einer Wiederansiedlung. Bis 1934 wurden insgesamt 34 Stück Steinwild ausgesetzt. 1966 war die Population auf 200 Tiere angewachsen und pendelte sich später bei 400 bis 500 Stück ein.

Der Sommerbestand des Rehwilds wird auf etwa 200 Stück geschätzt. Die Rehe leben fast ausschließlich in der Waldzone des Parks. Ihre Entwicklung wird weitgehend von der Nahrungskonkurrenz mit anderen Arten, vor allem dem Rotwild bestimmt. Die winterliche Äsungs-kapazität im Engadin und Mustertal reicht für die gewachsene Zahl der Paarhufer nicht aus.

Wald-Wild-Probleme

Tabelle 1 weist für das Jahr 1997 einen Wildbestand von über 4055 Stück aus. Addiert man 200 Rehe hinzu, leben im Nationalpark vier Schalenwildarten mit geschätzten 4255 Stück auf etwa 17 000 ha Fläche. Ungeachtet einer niemals gleichmäßigen Raumnutzung und Verbreitung entspricht dies dem theoretischen Wert von durchschnittlich 24 Stück pro 100 ha. Tatsächlich kann dieser Wert, lebensraum- und jahreszeitabhängig, lokal deutlich darüber oder darunter liegen. Auch bei Berücksichtigung der Nutzung unterschiedlicher Nischen ist bei dieser Wilddichte mit erheblichen Beeinträchtigungen der Vegetation zu rechnen.

Die Verbißprozente wurden von BLANKENHORN et al. (1979) - bei damals noch geringerem Wild-

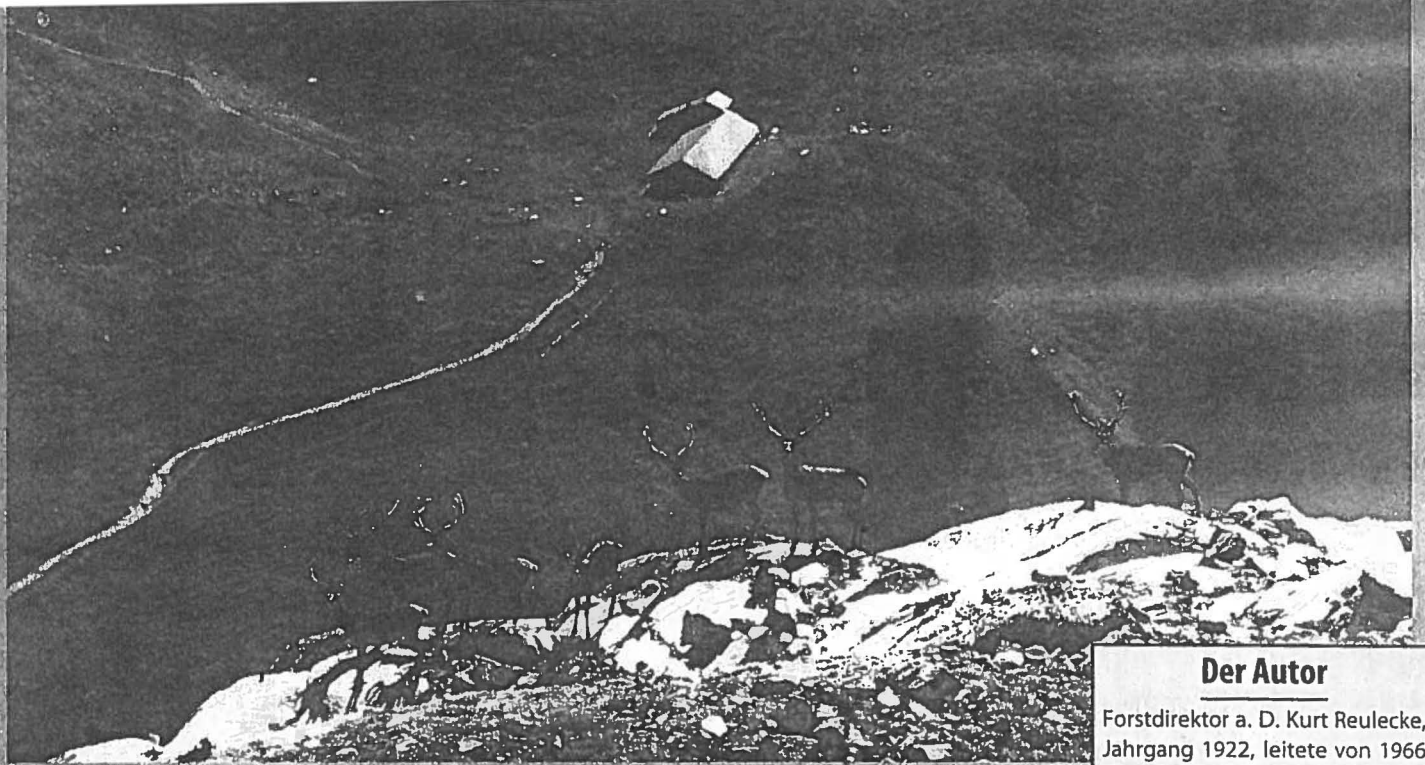
bestand - untersucht und als zu hoch bewertet. Dagegen ergab eine Untersuchung von KRUSI et al. (1995), daß sich in der alpinen Stufe des Nationalparks in den letzten 50 bis 80 Jahren die Vegetation nicht markant verändert hat. Ingesamt ist die Verjüngung in den Wäldern des Parks nach Auffassung dieser Autoren insgesamt nicht gefährdet. An einzelnen Stellen ist der Einfluß des Wildes jedoch so groß, daß sich der Wald nicht mehr verjüngen kann.

Nur einmal verfiel man in „Sünde“

Nachdem das Rotwild im Oktober den Nationalpark verläßt, wird es von den örtlichen Jagd-ausübungsberechtigten in den tieferen Lagen am Rand des Parks bejagt. Das hat über Jahrzehnte Diskussionen in der Schweiz ausgelöst, die entgegengesetzte Auffassungen widerspiegeln. Die Jagdzeit ist sehr kurz und man war gezwungen, eine Verlängerung einzuführen, um den Bestand in den Patentjagden angemessen regulieren zu können. Die Nationalparkverwaltung bedient sich der dortigen Jäger als „Stellvertreter“, um das strikte Verbot der Jagdausübung, das sie sich selbst lange vor den entsprechenden Vorgaben durch die IUCN gab, einzuhalten.

Nur einmal verfiel sie in „Sünde“. Als im Gebiet des Nationalparks und seiner Umgebung der





Das Rotwild im Schweizer Nationalpark steht im Sommer oberhalb der Baumgrenze bis etwa 2600 m ü. NN und ist dort tagsüber gut zu beobachten

Foto: DR. MARTIN MERKER

Sommerbestand des Rotwilds auf 4000 Stück geschätzt wurde, die Schäden am Bergwald stiegen und die Landwirtschaft im Umfeld beeinträchtigt wurde, entschloß man sich 1987 zu außerordentlichen Maßnahmen. Um sie zu unterstützen, wurde auch im „Wildparadies“ des Nationalparks Rotwild geschossen. Über diesen Versuch berichteten FILLI und NIEVERGELT (1996). Der Wildbestand in einem Seitental des Untereggadin im Nationalpark wurde beobachtet und seine Dichte flächenhaft kartiert.

Nur 20 von 200 Stück Rotwild kehrten zurück

Zu Beginn der Abschüsse waren rund 60 Stück Rotwild im Untersuchungsgebiet sichtbar. Am 10. August 1987

begann man um 6.30 Uhr mit dem Abschluß, der um 9 Uhr endete. Erlegt wurden 26 Stück: 22 Hirsche, zwei Alttiere und zwei Schmaltiere. Am Ende des Abschusses waren weder Rotwild noch Gamsen sichtbar. Die beobachtete Dichte des Rotwildes vor dem Abschluß lag bei 28,1 Stück, danach im August bei 2 Stück pro 100 Hektar. Im September stieg sie leicht auf 2,5 Stück pro 100 Hektar. Von den etwa 200 Stück Rotwild, die sich zuvor regelmäßig im Untersuchungsgebiet aufhielten, waren nur 20 zurückgekehrt.

Ähnliche Erfahrungen beschreibt RATCHELER (1968).

mit Rotwild, das keine Bejagung kannte und sich nach deren Einführung in dichtbewaldete Gebiete zurückzog und sie nur nachts zur Äsungsaufnahme verließ. Dieses Verhalten behielt das Wild für zwei Jahre bei. Daß Rotwild durch Jagddruck auch auf andere Störungen (z. B. Touristen) empfindlicher reagiert, stellte BPPSE (1987) fest.

Der Autor

Forstdirektor a. D. Kurt Reulecke, Jahrgang 1922, leitete von 1966 bis 1987 das Harzforstamt St.

Andreasberg. Von 1966 bis 1983 war der Träger des DJV-Kulturpreises ('88) Geschäftsführer des Rotwildringes Harz. Reulecke war Lehrbeauftragter



für Jagdkunde und Wildbiologie an der FH Göttingen, Bearbeiter des Standardwerkes „Das Rotwild“ von F. v. Raesfeld sowie Rotwildexperte im CIC und langjähriges Mitglied im DJV-Schalenwildausschuß.



gestörte Freiflächen in ausreichendem Maße vorhanden sind. Sie bieten natürlicherweise ein großes Maß an Sicherheit, was auch bei erhöhtem Jagddruck zutrifft. Viele Kleinrudel bieten deutlich mehr Abschlußmöglichkeiten als ein großes. Zu-

le. Es ist ein Irrtum anzunehmen, man könne durch den Leittierabschuß ein großes Rudel sprengen. Erlegt man jedoch stets erneut und gezielt die Leittiere, muß es zwangsläufig zu einer Desorganisation des gesamten Kahlwildes kommen.

in den Wind geschlagen. Verenden die verbleibenden Drückjagdweisen irgendwo in der Dickung, werden sie nicht einmal als Fallwild registriert und verfälschen die Abschlußstatistik. Dann von „natürlichen Abgängen“ oder einer hohen natürlichen Sterblichkeit beim Jungwild zu sprechen, grenzt schon ans Makabere. Häufig schließen sich verwaiste Kälber zu Notgemeinschaften zusammen und können, da führungslos und unerfahren, leicht erlegt werden. Auch stehen sie im Winter häufig den ganzen Tag über an den Fütterungen (sofern vorhanden) herum.

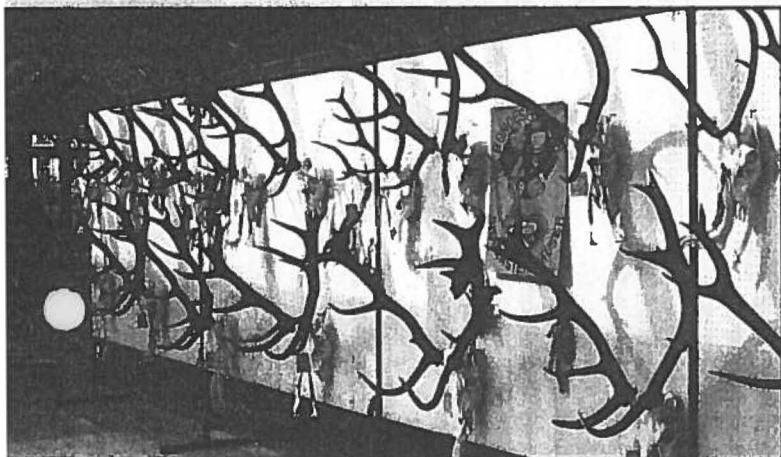
Verwaiste Kälber sind ein höchst unerfreuliches Kapitel und ein zutiefst menschliches Problem. Überhaupt ist bei allen den zuvor aufgeführten Mißständen der Abschlußdurchführung – sei es bei den mittelalten Hirschen, den führenden Alttieren oder bei rigorosen, über jedes vernünftige Maß hinausgehenden Reduktionsabschüssen – stets der einzelne Jäger für sein Tun verantwortlich zu machen. Es sind nicht die Jagdfunktionäre, denen man immer wieder Versagen vorwirft. Es sind auch nicht die einengenden Vorschriften, Abschlußrichtlinien und Erlasse der Jagdbehörden oder der mangelnde Protest der Sachverständigen und Naturschützer, die vordergründig zum Niedergang der verinselten Restvorkommen des Rotwildes geführt haben. Entscheidend ist das Versagen vieler

Waidgenossen, die noch Gelegenheit haben, auf Rotwild zu jagen, das in Deutschland nur noch auf etwa 15 Prozent seines einstigen Verbreitungsgebietes geduldet wird.

Nach uns die Sintflut?

Kein Jäger ist gezwungen – auch wenn es die Richtlinien zulassen –, z. B. einen überdurchschnittlich gut veranlagten, im Wildbret starken Spießler oder ein vierjähriges Kronenhirschlein zu erlegen. Kein Jagdpächter muß Ende Januar noch das letzte an der Fütterung stehende Alttier beschießen, nur um ein völlig unrealistisches Abschlußsoll zu erfüllen. Und kein Jagdgast ist auf einer Drückjagd gehalten, auf das am Dickungsrand verhoffende Alttier zu schießen. Tut es er doch, muß die Frage erlaubt sein, welche Einstellung er zu Wild und Jagd hat bzw. welche „Ausbildung“ er durchlaufen hat. Was sind die Beweggründe seines Handelns? Kann man solches Fehlverhalten allein mit dem immer wieder zu hörenden Zwang der vielfach restlos überzogenen Abschlußpläne rechtfertigen? Sind Jäger schon so obrigkeitshörig geworden, daß sie bei der Jagd alle persönlichen Bedenken sowie art- und tierschützerischen Tugenden verdrängen müssen? Ich glaube das nicht!

Und doch macht sich bei der Bejagung des Rotwildes mancherorts eine Mentalität breit, die an „Nach uns die Sintflut“, „Mitnehmen, was zu kriegen ist“ und „Schieß ich nicht, tut es der Nachbar“ erinnert. So kann ich auch die Beweggründe von etwa 100 Jägern nicht verstehen, die der Einladung einer Forstverwaltung zu einer Anstichdrückjagd auf Rotwild folgen, wenn bekannt ist, daß bei der vorangegangenen Jagd an gleicher Stelle sechs Rehe und ein Frischling zur Strecke kamen. Ist die Beteiligung am Ausverkauf einer Wildart wirklich so erstrebenswert? (Fortsetzung folgt)



Hegeschauen müssen noch mehr als bisher zu Fortbildungsveranstaltungen werden. Sie bieten Gelegenheit zur gemeinsamen Analyse der Strecken (Alter!) sowie des Lebensraumes und weiterer Faktoren

dem ist ein aus vielen erfahrenen Alttieren zusammengesetztes Rudel viel schwerer zu „überlisten“.

Wollte man einem bestimmten Leittier die Führungsrolle nehmen, wofür es keinen vernünftigen Grund gibt, braucht man es nicht totzuschießen. Es genügt, das Kalb zu erlegen. Das bisherige Leittier tritt quasi ab und überläßt einem anderen geeigneten Stück die Führungsrolle.

Verwaiste Kälber

Der Abschluß jedes führenden Alttieres erzeugt ein verwaistes Kalb mit allen negativen Begleiterscheinungen. Viele Jäger sind sich dessen offensichtlich nicht bewußt. Insbesondere bei Gesellschaftsjagden, ob sie nun Bewegungsjagden oder sonstige heißen, sitzt der Finger einiger Schützen am Abzug besonders locker, und die Ansage des Jagdleiters, führende Tiere zu schonen, wird allzu leichtfertig

